

Gerhard Nachtwei

Den Untergang verwalten und den Übergang gestalten

Vorbemerkungen:

1. Ich komme aus einer einfachen und armen Kirche. Das ist freilich relativ gesehen. Unsere Magdeburger Kirche ist arm und einfach an Personal, an geistigen Potenzen, an Katholiken, an Geld, weil wir als "Missionsbistum" weithin abhängig sind von den westlichen Schwesterdiözesen.
2. Ich komme aus einer doppelten Kirchenerfahrung, die in fast 45 Jahren real existierendem Sozialismus (auch hier gab es freilich unterschiedliche Phasen) und in nur 3 Jahren bundesrepublikanischem System gewachsen ist.
3. Ich komme als Seelsorgeamtsleiter mit etlicher Ratlosigkeit, wie mit der neuen Situation recht umzugehen ist, belastet von nicht vorhergesehenen Zwängen und zugleich erfüllt von einer ungebändigten Hoffnung auf eine erneuerte Gestalt von Kirche für unsere Zeit.
4. Vielleicht auch, weil ich aus all dem komme, bin ich sprachlich nicht so gewandt, wünschte ich mir eine bessere Reflexion dessen, was uns geschehen ist (aber seit 1989 kommen unsere Seelen nicht hinterher!), hätte ich gern einen größeren Überblick. Ich will also zuerst, und auch dann noch bewußt subjektiv, aus der Sicht unserer Magdeburger Ortskirche sprechen.
5. Die folgenden Thesen sind vor dem Kongreß entstanden. Sie sind aber durch die Referate, Diskussionen und Gespräche in Leitershofen verändert, konkretisiert, erweitert worden. Ich wollte hier lernen und habe gelernt. Es war spannend zu erleben, was geschieht, wenn Pastoraltheologie sich dem Druck der konkreten Basis aussetzt und die Praxis die Konfrontation mit visionären Entwürfen nicht scheut. Ich möchte am Ende dieser Tage für mich, was so ähnlich wohl jeder Tagungsteilnehmer tun wird, den Übergang in meine konkrete Arbeit vollziehen. Sie werden die "retardierenden Elemente" vermissen. Die sind Gott sei Dank bei uns nicht (noch nicht) so am Werke. (Unter "retardierenden Elementen" wurden beim Kongreß fundamentalistische und rechtsgerichtete kirchliche Gruppierungen verstanden.)

These 1: Wir können heute nicht anders Kirche sein, als Kirche in einer Welt am Rande des Abgrundes.

Eine meiner konkreten zeitgeschichtlichen "Abgrunderfahrungen" stammt aus dem Sommer 1989. Ein Witz machte damals die Runde in der DDR:

Der Lehrer fragt die Schüler nach dem Unterschied zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Fritzchen antwortet in einem einprägsamen Bild. "Der Kapitalismus ist ein großes, stürmisches Meer. Der Sozialismus ist das Schiff darauf. Das Meer macht hohe Wellen, wirft das Schiff hin und her. Aber es geht niemals unter." Der Lehrer sagt: "Fritzchen, das ist eine glatte Eins." "Ich bin noch nicht fertig," sagt Fritzchen: " und allen auf dem Schiff ist es kotzübel." Damals konnten viele herzlich darüber lachen in der DDR. Läßt sich das Bild nicht anwenden auf das Verhältnis von Welt und Kirche? Ich überlasse Ihnen, es weiter auszuspinnen.

Vielleicht bleibt uns das Lachen dann im Hals stecken. Besser wäre es, wenn wir die Wirklichkeit so sehen, wie sie ist. Daß die Welt, unsere Gesellschaft auf einem Weg zu einem Abgrund ist, braucht hier nicht nachgewiesen zu werden, aber es bestimmt zu wenig unsere Planungen und Visionen. Das könnte z.B. heißen, daß die Erfahrungen der Unheilspredigt, die eben als solche die eigentliche Heilspredigt war, und nicht die amtlich bestellten und bezahlten Schönheitsfärber (die Entertainer von damals) für unsere Theologie und Pastoral mobilisiert werden müssen.

These 2: Die eigentliche Krise unserer Zeit ist nicht die Kirchen-, sondern die Gotteskrise.

In unserem Bundesland und Bistum liegen die Geburts- und Sterbeorte zweier unruhiger Geister: Martin Luther (Eisleben), Friedrich Nietzsche (Röcken bei Leipzig). Beide haben auf je ihre Weise die Gottesfrage radikalisiert. In der Kirche ihrer Zeit fanden sie darauf kein rechtes Echo. Man könnte schon die Frage stellen, ob aus diesem Grunde zu Luthers Zeit die Menschen vor allem Protestanten und in der Zeit ab Nietzsche immer mehr Atheisten geworden sind. Heute erleben wir bei uns einen "nackten Säkularismus" gegenüber dem "Trachtensäkularismus" des Westens. Christentümliche Elemente, Transzendenzfähigkeit, religiöse Ansprechbarkeit gehen bei vielen gegen Null, auch wenn wir nicht genau sagen können, wieviele von den 80% Nichtchristen der neuen Bundesländer Ungläubige sind (andere Religionen schlagen bei uns statistisch nicht zu Buche). Hier

hat die kommunistische Ideologie ein bereites Feld vorgefunden und mit ihrer Propagierung von Atheismus und Materialismus, mit ihrer Wissenschaftsgläubigkeit ganze Arbeit leisten können. Es sollte allerdings nachdenklich stimmen, was ein aus diesen 80% stammender Professor der TU Magdeburg sagte: "Wir brauchen unbedingt Theologen in die neue UNI. Es muß doch etwas zu sagen haben, daß Gott uns alle so am Rande des Abgrundes tanzen läßt". Das kann nur heißen: Auch wir Christen müssen neu nach Gott suchen, nicht mit ihm hantieren oder ihn zur Stabilisierung kirchlicher oder gesellschaftlicher Verhältnisse instrumentalisieren.

Wir aus den neuen Bundesländern vermissen darum besonders, wenn in kirchlichen Veranstaltungen des Westens die Gottesfrage nicht mehr gestellt wird, etwa Gebet und Gottesdienst nur verschämt am Rande vorkommen. Ein Bischof aus den neuen Bundesländern: "Ich kam mir vor, wie auf einer Gewerkschaftsversammlung." Ich verstehe das mit "Sozialpastoral" Anvisierte als solche Gottesherausforderung. Das Soziale und Gesellschaftliche bedarf der Mystik, sonst wird es zum aktionistischen Leerläufer. Ob es nicht das wichtigste sozial-pastorale Anliegen ist, der Deformation des Humanums zu wehren? Ich erinnere an Nietzsches "letzten Menschen", der für die großen Lebensfragen: Glück, Liebe, Gott, Tod usw. nur noch ein müdes Blinzeln übrig hat. Die moderne Beschwichtigungs- und Zerstreungs-Industrie hat A.Huxleys Horrorvision einer "Schönen neuen Welt" schon fast eingeholt. Gegenüber solch einer Zerstörung des Menschseins ist die erste Frage für die Kirche, wie sie dem Menschen den Zugang zu seiner eigenen Tiefe, zur Welt des Geistes und der Kultur, im letzten zu Gott selbst erhalten oder wieder eröffnen kann. Davor müßten wohl alle binnenkirchlichen Querelen klein erscheinen oder zumindest müßten sie daran ihr Maß nehmen. Was verändert sich in einer Kirche, wenn sie die Frage nach Gott und seinem Reich zu ihrem Hauptthema macht?

These 3: Die Lebensform Kirche darf nicht die Selbstbehauptung, sondern kann nur die Selbsthingabe sein. "Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen", ist nicht nur ein spirituell-individuelles, sondern ein eminent ekklesiologisches Prinzip (vgl. auch die lunare Ekklesiologie).

Der Gefahr einer Siegerkirche ist nach dem Zusammenbruch des Sozialismus zu wehren. Der Satz: "Marx ist tot, Jesus lebt", hat mich nicht beflügelt, sondern erschreckt. Christlicher fand ich schon den Satz: "Jesus war nicht gegen Marx, sondern ist für ihn gestorben." Zu

DDR-Zeiten habe ich ihn gelegentlich zitiert. Ich gebe es ehrlich zu: Ich fühle mich in einer Kirche, die weitgehend in vorgegebene, staatliche Muster eingezwängt ist, bis hin zu unvermeidlich erscheinenden Repräsentationsaufgaben, trotz der Freude über das Ende des sozialistischen Zwangssystems, nicht nur wohl. Wir waren zwar in der DDR keine reine Märtyrerkirche. Aber Glauben kostete mehr. Wir lebten mit den vielen in einer Solidarität, die unter dem System litten. Wenn ich mich selbst beobachte, stelle ich fest, wie ich leuchtende Augen bekomme, wenn ich von dieser Zeit erzähle, etwa von den immer gefährdeten Jugendzelt-Urlaubeen im Sommer, vom Zeitzer Schaukastenkrieg mit dem Rat des Kreises, von Erlebnissen mit meinem evangelischen Bruder Oscar Brüsewitz (er hat sich 1976 verbrannt).

Die Sozialpastoral bleibt als Stachel im Fleisch: Wie leben wir jetzt als Kirche mit den Menschen und für die Menschen? Wo wird die Radikalität unseres Glaubens unter den neuen Bedingungen sichtbar?

These 4: Nicht die Volkskirche an sich, aber die Volkskirche in der bisherigen Form scheint zu Ende zu gehen.

Hier ist zugleich Untergang zu verwalten und Untergang zu gestalten, wie auch Übergang schöpferisch zu begleiten. Ein paar kurze Hinweise: Es gibt Pfarrer und Christen, die in ihrer Glaubensgeschichte so geprägt sind, daß sie sich nicht mehr ändern können oder wollen. Sie sind nicht zuletzt durch Männer und Frauen der Kirche so geworden, wie sie sind. Wir dürfen sie nicht in ein pastorales Loch fallen lassen. Das gebietet allein schon die Barmherzigkeit. Ich denke, wir dürfen sie nicht ohne seelsorgerische Bemühung lassen.

Aber hier ist das "und" sehr wichtig. Der Übergang muß gleichzeitig gestaltet werden. Wenn ich sage: Der Akzent kann nur auf "Übergang" liegen, kommt die Frage auf, ob wir dann mit Personal, Finanzen usw. in unserer kirchlichen Planung nicht anders umgehen müssen. Am bedenklichsten finde ich, wenn die pastorale Planung in der Gemeindefarbeit hauptsächlich auf kirchliches Unterhaltungsprogramm und psychologische Auferbauung im Sinne einer O.K.-Gesellschaft zielt.

These 5: Die tragenden Kräfte der Kirche von morgen sind schon heute und werden immer mehr sein: kleine Gemeinschaften, die aus der befreienden Kraft des Evangeliums zu leben versuchen (Basisgemeinden).

Die Kirchen in der DDR lebten aus dem gläubigen Engagement der Gemeindegruppen, etwa der Familienkreise. Zum Teil waren sie zwar zu binnenorientiert. Als Bischof Wanke — ich glaube 1981 — schrieb: "Ein Kreis, der nicht über sich hinaus aktiv wird, verdient aufgelöst zu werden", fühlten sich viele getroffen. Zu radikal durfte dieses Prinzip wohl auch nicht angewendet werden, weil die Mitglieder in diesen Kreisen in einer Art Binnensozialpastoral sich gegenseitig trugen und stärkten. Was wäre mit einem Wegfall gewonnen worden? Jedoch intensiv habe ich Kirche neu erlebt, als wir 1972 in Zeitz mit den Kreisen der Gemeinde nach "sozialen" Aufgaben suchten, die von fast allen übernommen wurden. Leider kann ich aus Zeitgründen nicht davon erzählen. Jedoch: Sozialpastoral lebt von solchen Geschichten. Was die Gestalt der Kirche betrifft, stehen wir heute in den neuen Bundesländern unter einem zusätzlichen Leidensdruck. Die Zahl der Katholiken ist gering. Uns bleibt nur die Alternative: Ghetto oder Mission. Die erste Frage ist allerdings nicht, ob die Menschen Interesse an der Kirche haben, sondern ob die Kirche Interesse an den Menschen hat. Wir haben in dieser Hinsicht gute Erfahrungen gemacht, die wir viel zu wenig reflektiert haben: Die aktiven Gruppeninitiativen der Wendezeit von September 1989 bis ins Frühjahr 1990. Da fühlten wir deutlich, was es heißt, als Christen mit anderen zusammenzuleben und zu arbeiten. Es ist eine pastorale Frage, ob und wie heute daran anzuknüpfen ist.

These 6: Wir sollten mehr Mut haben zu einer Pastoral von Einzelaufbrüchen, zu einer Pastoral des Hier-und-Heute.

Geistige Aufbrüche zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sind nicht flächendeckend in ein pastorales Programm zu verwandeln. Sie können bezeugt und erzählt werden, aber sie sind nicht von oben zu verordnen. Gesucht werden müßte nach einer Impulspastoral, die möglichst viele ermutigt, vor Ort den einen oder die zwei zu suchen, mit denen sie ganz konkret für ihre Situation das Evangelium neu entdecken. Daß es auch mit zweien, die im Namen Jesu beisammen sind, schon losgehen kann, hat Jesus vielleicht um der kleinen Zahlen willen bei uns in der Diaspora gesagt.

These 7: Kirche wird zu jeder Zeit und an allen Orten einer Form von Institutionalisierung und Verwaltung bedürfen.

Damit ist eine kritische Anfrage gestellt gegenüber manchen Romantizismen einer vorschnellen Visionspastoral. Aber Verwaltung und Institution dürfen nicht am Anfang stehen. Erst müssen Ziel und Inhalt klar bestimmt sein, aus dem sich dann notwendige Formen der Verwaltung entwickeln lassen. Bei dem Versuch, einen pastoralen Prozeß in unserer Ortskirche in Gang zu setzen, haben wir das basisnah erlebt. Am Beginn unserer Überlegungen stand ein strukturelles Problem, einen Stellenplan zu erarbeiten, der den veränderten Gegebenheiten entspricht. Aber sowohl den Priesterrat wie die PGR-Versammlungen bewegte mehr die Frage: Was für eine Kirche wollen wir? Dieses Überlegen wird nicht unerheblich erschwert, erstens dadurch, daß uns durch das Hineingekommensein in die westliche Kirche ein Anzug hingehalten wird, der viel zu groß ist. Zweitens sehen wir uns oft gezwungen, Entscheidungen heute zu treffen, deren Folgen für morgen wir nicht absehen können. Drittens sind wir als Kirche involviert in die Gesellschaft und können nur an etlichen Stellen entweder gar nichts oder nur nach einem engen Spielplan tun. Ich wünsche und hoffe immer noch, wir haben oder erstreiten uns größeren Spielraum, um aus pastoraler Verantwortung vor Gott heraus, den Gemeinden eigene Wege zu eröffnen, wo es nötig ist. Das gilt zum Beispiel für das Thema Religionsunterricht in der Schule in einer zu 80% säkularen Umwelt, in der beide Kirchen stark in der Minderheit sind. Noch ein Wort zur personellen und strukturellen Ausstattung des Seelsorgeamtes. Das Magdeburger Seelsorgeamt ist als Institution recht klein. Nachträglich, also nicht bewußt so geplant, stelle ich überrascht fest, wie stark dennoch das sozialpastorale Element ist. Also die personelle Ausstattung: 1. Eine Halbtagsreferentin für Frauen; 2. eine Referentin für Ausländer, Aussiedler, Arbeitslose; 3. eine Referentin für Beratung (Ehe, Telefon usw.) 4. einen Geschäftsführer der Partnerschaftsaktion Ost (Kontakte mit Osteuropa); 5. eine Erwachsenenbildungsreferentin (Geschäftsführerin KEB); 6. zwei Sekretärinnen für uns alle (6-Stundenkräfte).

These 8: Der Aufbruch in eine neue Form von Kirche beginnt (oder endet) bei jedem von uns selbst.

Im Blick auf den Westen (auch auf die Bischofskonferenz) haben wir den Eindruck: Man denkt, ein Problem ist gelöst, wenn ein Papier gemacht ist. Bischof Leo Nowak hat es so formuliert: "Die Pastoral

scheint darin zu bestehen: Die einen produzieren Papiere und die anderen werfen sie weg, und das alles soll noch vom Hl. Geist sein".

Zur Handreichung beim Friedensgruß kam mir neulich der Gedanke, daß bei uns Handreichung meist mit "Papier" gleichgesetzt wird und nicht mehr mit Mensch.

Mit Blick auf mich selbst: Ich schäme mich, wenn ich jetzt meinen Gehaltsstreifen sehe. Ich kann es einer Alleinerziehenden mit zwei Kindern, die Arbeitslosenhilfe bezieht, nicht mehr erklären, warum ich so viel verdienen muß. Ich frage aber aus meiner 45jährigen anderen Kirchenerfahrung, wo es Buchgeschenke für Referenten gab, ob im innerkirchlichen Betrieb Honorare so hoch sein müssen? Ob nicht unsere eigene Abwehr der "Sozialpastoral" auch aus dieser Quelle gespeist wird? Wir sind als Christen in unserem Land nicht die Armen, die Bedrückten, Erniedrigten, anders als in Lateinamerika. Wie werde ich es wenigstens "für" sie, noch besser "mit" ihnen?

Aus pastoraler Verantwortung kann ich zwar einen Alleinvertretungsanspruch der Sozialpastoral nicht akzeptieren. Aber die Sozialpastoral sollte *Stachel* sein in meinem christlichen Fleisch und im Fleisch der Pastoralpläne, Finanz- und Personalüberlegungen. Was dann aus der Kirche wird, darüber muß der Dialog vielleicht erst richtig beginnen.

Ich möchte mit einer Geschichte von Kierkegaard schließen, die ein ungarischer Philosophieprofessor erzählt hat und die ich nicht verifizieren kann: Kierkegaard schleppt einen schweren Korb durch Kopenhagen mit Wäsche zum Waschen und Bügeln. Endlich findet er ein Geschäft mit dem Schild: "Hier wird Wäsche zum Waschen und Bügeln angenommen". Er stellt seine Last erleichtert ab. "Nein, nein", sagt die Verkäuferin: "Hier wird keine Wäsche zum Waschen und Bügeln angenommen. Wir verkaufen nur Schilder, auf denen steht: Hier wird Wäsche zum Waschen und Bügeln angenommen".

Wir sollten darauf achten, daß wir keine Kirche sind, die den Menschen nur Schilder verkauft. Dieser Kongreß hat meiner Ansicht nach mehr gewollt als plakative Konzepte. Dafür bin ich dankbar. Wir sollten es nicht auf den Kongreß schieben, wenn wir nicht in Bewegung geraten auf eine Erneuerung der Kirche hin.